

Adventsansprache am 3. Adventssonntag in Dülmen

Philipp Kamps, Kevelaer

Liebe Schwestern und liebe Brüder,

vielleicht kommen Sie zu der heutigen Adventspredigt skeptischer als sonst: Warum *dieser* Prediger, warum *dieser* Religionslehrer, warum *dieser* Reserveoffizier? Ich möchte diese Frage mit einer nicht unmittelbar naheliegenden Verbindung zwischen Ihnen und mir beantworten, die aber umso direkter zu den Überlegungen führt, die ich in den kommenden Minuten mit Ihnen anstellen möchte:

Ich komme aus Kevelaer am Niederrhein, einem Wallfahrtsort, der unweit von Xanten liegt. Hier, in Xanten, kam am Ende des 3. Jahrhunderts ein römischer Soldat ums Leben, dessen Gebeine im Xantener Dom bis heute verehrt werden: Die Rede ist vom Hl. Viktor, den auch die Dülmener in dieser, ihrer ältesten Pfarrkirche als Patron verehren. Der Heilige Viktor ist der Überlieferung nach *als Soldat* in römischen Diensten mit seinen Kameraden hingerichtet worden, weil er sich weigerte, gegen seinen christlichen Glauben den römischen Staatsgöttern Opfer darzubringen. *Ihr* Patron, der in der Nähe *meiner* Heimat ums Leben kam, war Christ und Soldat, kannte in seinem Leben Krieg und Frieden und war herausgefordert, Staatsdienst und Glauben gleichermaßen zu leben. Zwischen diesen Polen bewegen sich nun auch meine Betrachtungen von Krieg und Frieden (nicht nur) in meinem Leben anhand von drei für mich bedeutsamen Stationen.

Ich beginne mit einer ersten Station. In meiner Familie gibt es eine Tradition. Seit ich ein kleines Kind bin, besuchen wir in jedem Jahr mit meiner Großmutter am Volkstrauertag den deutschen Soldatenfriedhof im niederländischen Ysselsteyn. Dort liegt unter mehr als 30.000 gefallenen deutschen Soldaten ein Mann namens Hubert Dicks: der Halbbruder meiner Großmutter. Er, der seinen Vater im 1. Weltkrieg verloren hatte, wurde unmittelbar nach dem Reichsarbeitsdienst 1939 zum Wehrdienst eingezogen. In den ersten Tagen nach dem Einmarsch, am 12. Mai 1940, fiel er in der kleinen Ortschaft Scherpenzeel bei Arnheim im Alter von 25 Jahren – als insgesamt zweiter Gefallene seines Heimatortes.

Nach der Gedenkveranstaltung zum Volkstrauertag gehe ich mit meiner Großmutter die lange Allee entlang, ich, der 28-jährige und sie, die 88-jährige, vorbei an den schier endlosen Reihen grauer Steinkreuze bis zu der Stelle, an der der Bruder liegt: Jedes Jahr dasselbe Ritual, jedes Jahr dieselben Geschichten: vom Arbeitsdienst des Bruders, von seiner Friseurlehre, vom letzten Heimaturlaub kurz vor dem Einmarsch und vom sinnlosen Tod für Führer, Volk und Vaterland. Der Wind pfeift meist furchtbar kalt und es ist nass, die Blätter fallen braun von den Bäumen. Wir stehen leicht erhöht auf einem Hügel und wenn wir den Blick vom Grab des Großonkels erheben, schauen wir auf 30.000 Kreuze. In diese Situation hinein sagt meine Großmutter in jedem Jahr: „Nie wieder Krieg.“

An keinem Ort, liebe Schwestern und Brüder, wird mir die Mahnung zum Frieden so persönlich bedeutsam wie hier am Volkstrauertag am Grab des Großonkels. Und doch: Diese Bedeutsamkeit vergeht wieder. Der Appell meiner Großmutter wird archiviert und steht in der Gefahr, rührende Tradition zu werden. Vielleicht ist das aber die Gefahr jedes Appells: sie ermüden – und ihre ständige Wiederholung verkehrt sie manchmal ins Gegenteil: Gerade als Religionslehrer zeigen mir das die Appelle, die ich beständig an Schülerinnen und Schüler richte jedes Mal aufs Neue. Offensichtlich war bislang kein Krieg schlimm genug, als dass Appelle wie „Schwerter zu Pflugscharen“ oder „Nie wieder Krieg“ globale Wirklichkeit würden. Vielleicht liegt der Grund dafür in ihrer Formulierung: Frieden Wirklichkeit *werden lassen*, dass Friede *werde*. In der Passivität scheint mir das Problem zu liegen, dem wir vor allem als Christen begegnen müssen, wenn die Appelle zum Frieden nicht wirkungslos verhallen sollen. Auch Jesus begegnet dem Problem der Passivität in der Bergpredigt: „Selig, die Frieden *stiften*“.

Friedensstifter sind, wenn wir uns die globale Lage anschauen nötiger denn je: Wir bräuchten sie in den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt; wir brauchen sie aber auch bei uns in Deutschland, in Dülmen, bei uns zu Hause. Friedensstifter sind also gefragt: Terrorismus und ideologische Verblendung, menschenverachtender Kapitalismus, Angriffe auf die Würde des Menschen und zunehmende innere Orientierungslosigkeit gefährden den Frieden bis in unser persönliches Zusammenleben hinein.

„Nie wieder Krieg“ – die Forderung meiner Großmutter am Grab des gefallenen Bruders wäre nur allzu einfach auf meine Betroffenheit über globale Konflikte zu verkürzen: Sie trifft mich aber eigentlich in *meinem* Leben, in meinen *Beziehungen* zu anderen, sie trifft *mich* im Blick auf mein Verhalten, auf mein Leben – und beschämt mich zuweilen.

„Selig, die Frieden stiften!“ – Wie oft wünsche ich mir, dass mit *einer* Aktion, mit *einem* Schlag, mit *einem* Eingriff, mit *einem* Machtwort irgendwer – der Staat, ein anderer, Gott – den Frieden schafft und bringt. Wo ich dabei Friedensstifter sein kann, daran denke ich – zugegeben – eher selten. Kommt aber so Frieden in die Welt? Bin *ich*, sind *wir*, die wir hier versammelt sind und um den Frieden in der Welt beten, sind wir wirklich *Friedensstifter*? Sind *Sie* Friedensstifter? Nehmen wir den Wunsch: „Nie wieder Krieg“ und den Auftrag: „Selig, die Frieden stiften“ in *unserem* persönlichen Leben und Handeln wirklich ernst?

Eine zweite Station: Schon vor dem Abitur 2005 entschied ich mich für die Offizierlaufbahn in der Bundeswehr. Dazu hatte jeder Bewerber eine Eignungsprüfung in Köln über mehrere Tage abzulegen, bei der Sporttests, medizinische Prüfungen und Intelligenztests absolviert werden mussten. Im Rahmen einer psychologischen Prüfung, die jeder Bewerber zu durchlaufen hatte, stellte mir ein Offizier die Frage, wie das denn vereinbar sei: Christ zu sein und zugleich in der Armee dienen zu wollen. Ich antwortete, dass es ein Verbot gäbe zu morden, dass dieses Verbot aber die Selbstverteidigung im Ernstfall nicht berühre.

Ich musste oft an diese Situation zurückdenken, besonders, als ich Ende 2005 zur Grundausbildung in eine Kaserne in Lüneburg einrückte. Umso mehr, während meiner weiteren Ausbildung, die mich nach Munster in der Lüneburger Heide führte, nach Rendsburg in den Norden und an die Offizierschule des Heeres in Dresden. Wenn man Berichte von Wehrdienstleistenden hört, bekommt man manchmal den Eindruck, der Wehrdienst sei vergleichbar mit einem heiteren Geländespiel, bei dem es hier und da nette Spezialeffekte gibt. Aber das ist es nicht: Es geht nach wie vor um eine Vorbereitung auf das Überleben und Töten im Ernstfall. Die andere Seite der Ausbildung bestand in den Berichten über die derzeitigen Einsätze, die „Friedenserhaltenden Maßnahmen“. Unweigerlich wurde ich darauf aufmerksam, wie zerbrechlich der Frieden eigentlich ist, den die Armee nach ihrem Selbstverständnis

als letztes Mittel auch mit Waffengewalt schaffen und bewahren wollte. Entgegen aller intuitiven Wünsche: Frieden entsteht nicht durch ein einmaliges Dreinschlagen von Staaten, Armeen oder Gott – die Beispiele von Afghanistan, dem Irak oder dem Kampf gegen den IS zeigen das deutlich. Genauso aber entsteht der Friede auf diese Weise in *unserem* Leben. Der Friede muss erarbeitet, er muss aktiv getan werden – mühsam, langwierig, ermüdend. Der Heilige Franz von Sales hat es einmal so formuliert: „Jeder von uns muss aber wissen, dass man nicht in einem Frieden bleiben darf, der vom Faulenzen begleitet ist, denn man muss immer kämpfen.“

Wie passt das aber zum Dienst an der Waffe? Eine mögliche Antwort: „Selig, die Frieden *stiften*“ heißt es in der Bergpredigt, nicht „Selig, die *Friedlichen*“ oder „Selig, die Frieden *wollen*“. Es kann auch übersetzt werden mit „Selig, die Frieden *machen*“. In der Bibel heißt es also: „Frieden stiften“, „am Frieden arbeiten“. Und das heißt erneut: handeln.

Wer sich die Aufgaben der Bundeswehr heute ansieht, der findet darunter den „Schutz Deutschlands und seiner Bürger“, die „Verteidigung der Verbündeten“ und Stichworte wie „Konfliktverhütung“ und „Krisenbewältigung“. Mit anderen Worten: Durch die Bundeswehr mischen wir, die Bürgerinnen und Bürger Deutschlands, uns international ein. Unser Staat, wir selbst, mischen uns dort ein, wo Unrecht herrscht, wo die Menschenrechte verteidigt werden müssen, wo eine zivile Gesellschaft aufgebaut werden soll.

Diese Aufgaben unserer Armee – meines eigenen Einsatzes als Offizier der Bundeswehr – war für mich mit meinem Glauben vereinbar: Ich bin mir ganz bewusst, dass das Ideal, das diese Aufgaben darstellen, oft nicht eingehalten wird und menschliche Verfehlungen sie manchmal absurd erscheinen lassen – denken wir nur an die Misshandlung von Kriegsgefangenen.

Und dennoch hat sich unsere Armee, hat sich jede Soldatin und jeder Soldaten im Grundsatz als Helfer jener geschundenen Menschen zu erweisen, die sich selbst nicht schützen können. Das ist meine Antwort auf die Vereinbarkeit vom Auftrag Jesu, Frieden zu stiften und dem Einsatz von Waffengewalt: Wer als Christ Gewalt anwendet, darf dies nur tun als Schützer vor Unterdrückung und Gewalt, darf dies nur tun als Friedensstifter, als jemand, der sich gegen Unrecht einmischt.

Wer sich auf diese Weise einmischt, versteckt sich nicht mehr, wer sich auf diese Weise einmischt, bleibt nicht anonym. Wer sich auf diese Weise einmischt, gibt ein Stück von seinem eigenen Leben in einen Konflikt, in eine Situation hinein. Vielleicht haben andere diese Einmischung nicht erwartet, oder sie haben sie gerade erbeten. Wer sich einmischt, begibt sich in ein Risiko, gibt etwas von seinem Leben. Und insbesondere dann, wenn wir an unsere Soldatinnen und Soldaten denken, dürfen wir *die* nicht vergessen, die sich nicht nur mit ihrem Leben *eingemischt* haben, um Frieden zu stiften, sondern die ihr Leben dafür *gegeben* haben.

Ich denke dabei auch an Jesu Gebot aus dem Johannesevangelium: „Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.“ Mit diesen Worten deutet Jesus an, dass *er* es ist, der sein Leben hingibt – er, der sich einmischt in unseren Alltag, in unser ganzes Leben. In der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus hat Gott sich selbst zuerst in diese Welt eingemischt, nicht wir Menschen haben damit angefangen. Und er, der sich bis zum Einsatz seines ganzen Lebens eingemischt hat, er ist unser Friede, wie es im Epheserbrief heißt. Dadurch, dass er sich denen zugewandt hat, die verschuldet oder unverschuldet aus der Gesellschaft, ja aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen waren, hat er sie wieder in diese Gemeinschaft hineingeholt. Durch sein Tun spürten die Ausgestoßenen die Liebe Gottes. Das ist das Rezept *Jesu* für den Frieden und das ist der Auftrag an jeden einzelnen von uns: „Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben“. Das Bleiben in der Liebe Jesu durchkreuzt jedes untätige Beharren, jedes bloße Abwarten des Kommens Christi am letzten Tag, jede Passivität, jedes Warten auf den Frieden, insbesondere jetzt, in der Adventszeit: in das Besinnliche, die farbenfroh inszenierte Weihnachtsmarkt-Seligkeit dröhnt der Ruf Johannes des Täufers: „*Bereitet* dem Herrn den Weg“, „Tut etwas“, „Stiftet Frieden“.

Das Wort Jesu aus der Bergpredigt ist die einfache Konsequenz aus alledem: „Selig, die Frieden stiften“ – „denn sie werden Töchter und Söhne Gottes genannt werden.“

Ich komme zu einer dritten Station: In den letzten Jahren durfte ich die von Ihrem Pastor angebotenen Radtouren mit Dülmener Jugendlichen als Betreuer begleiten. Die letzten Fahrten berührten dabei ausdrücklich oder zumindest punktuell die beiden Weltkriege und das Schicksal von Soldaten der britischen und deutschen

Armee, deren Kriegsgräberstätten wir besucht haben. Mir geht dabei vor allem der Besuch auf dem vergleichsweise kleinen Soldatenfriedhof in Rees-Haldern nach, auf dem *wir* – die Nachgeborenen – anhand von Lebensgeschichten und Erinnerungen von Angehörigen an den Dülmener Heinz Niehues erinnert haben, der dort seine letzte Ruhe gefunden hat.

Liebe Schwestern und liebe Brüder: Für manch einen von Ihnen ist der Zweite Weltkrieg schon in so weite Ferne gerückt wie für mich, auch wenn die zahlreichen Neubauten nach dem Krieg in unseren Städten – auch hier in Dülmen – auch heute noch erahnen lassen, wie groß die Zerstörung einmal gewesen sein muss. Umso mehr können Sie vielleicht verstehen, wie ergreifend der Moment war, in dem der Dülmener Heinz Niehues für die Jugendlichen *aus* Dülmen ein Gesicht bekam, seine Ziele, seine Hoffnungen, seine Träume. Ein steinernes Kreuz in der letzten Reihe eines mit Efeu und Bodendeckern pragmatisch bepflanzten Grabes wurde zum Schicksal, wirklich zu einem Mahnmal gegen den Krieg. Heinz Niehues *sprach* zu uns, die wir um sein Grab versammelt waren.

Als ich die Gruppe bei einer anderen Radtour über einen englischen Soldatenfriedhof in Rheinberg führte und dann auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Lommel in Belgien besuchte, spürte ich, wie sehr seine Geschichte in den Jugendlichen nachklang, auch bei jenen, denen das Wissen über den Krieg fehlte. Der Gefallene stiftete Frieden und mischte sich auf beeindruckende Art und Weise 70 Jahre später plötzlich in das Leben von heutigen Jugendlichen ein.

Das ist so ein bisschen die Klammer zu meiner Großmutter am Grab des verstorbenen Bruders, von der ich am Anfang berichtet habe. Denn, was die Gefallenen uns alle fragen, und heute vor allem uns, die wir jetzt hier versammelt sind und miteinander Gottesdienst feiern, ist doch, was *wir* in unserem eigenen Umfeld tun können, um Frieden zu stiften und zur Erhaltung des Friedens beizutragen. Wo sind wir gefragt, uns einzumischen?

Jeder Aktionismus, hinauszugehen und sich überall einzumischen, wird aber schnell gedämpft: „Das geht dich *gar* nichts an“, „Das ist doch nicht *deine* Sache“, „*Du* solltest dich da doch eigentlich ziemlich bedeckt halten!“. Sicher sind auch Sie mit

diesen Sprüchen schon konfrontiert worden. Wie also werde ich über den ersten Aktionismus und die Enttäuschungen des Alltages *hinaus* zu einem Friedensstifter?

Ich glaube, in dem ich zuerst einmal an mich denke. Denn Frieden stiften beginnt erst einmal nicht im Irak, in Syrien, in Afghanistan oder sonstwo auf der Welt, sondern in meinem Leben und als Christ in meiner Beziehung zu Gott: Bleibe ich in seinem Frieden? Trage ich seinen Frieden in mir? Bin ich mit Gott im Frieden? Meine Erfahrung ist diese – je mehr ich mich darum bemühe, diese Fragen mit Ja zu beantworten, umso mehr Mut und Kraft habe ich, Friedensstifter zu sein. Denn Friedenstiften ist gefährlich, erzeugt Widerspruch, macht zuweilen unbeliebt. Zum Friedenstiften gehören Mut und Kraft. Aber beide können von Gott herkommen, der sich bis zum Tod eingemischt hat.

Aus meinem Glauben an Gott, aus dem Gespräch mit ihm und der Gewissheit, dass es ihn gibt und dass er *meine* Hände braucht, um den Frieden zu stiften, schöpfe ich Mut und Kraft, den Feindseligkeiten und Widersprüchen des Lebens und des Alltags zu begegnen. Weil ich erfahre, dass Gott da ist, mische ich mich ein, auch wenn es mich vermeintlich nichts angeht, wenn etwas nicht meine Sache ist oder ich mich eigentlich bedeckt halten müsste. Weil ich mich darum bemühe, mit Gott im Frieden zu sein, kann ich das Wort erheben und mich einmischen, mich bemerkbar machen und aus der Anonymität der Masse ausbrechen. Weil ich an Gott glaube, weil ich um seine Maßstäbe des Friedens weiß, bin ich oft nicht zufrieden: nicht mit Situationen bei mir selbst, nicht mit Situationen im Verhältnis zu anderen, nicht mit den globalen Krisen.

Mit dieser Unzufriedenheit geht der Versuch einher, zu verändern, und wer sich einmischt wird schnell feststellen, dass er sich selbst auch verändern muss, wenn er nicht als derjenige gelten will, der Wasser predigt und Wein trinkt: Wer nicht dazu bereit ist, Frieden zu stiften, sich einzumischen und dabei auch sich selbst zu ändern, der läuft Gefahr, wie das vergrabene Talent zu enden, von dem Jesus gesprochen hat. Es bleibt selbst immer wie es ist – aber es hilft niemandem.

Liebe Schwestern und liebe Brüder: Aus drei Perspektiven wollte ich mit Ihnen über Krieg und Frieden nachdenken.

„Selig, die Frieden stiften“, das bedeutet: Wir alle, werden Gottes Kinder genannt, wenn wir, wie er, den Frieden herstellen. Er bewirkt seit der Schöpfung und schließlich in Jesus Christus mit uns zusammen etwas Neues, das wir Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit nennen. Die Lesungstexte der Adventszeit, die Lieder, die wir singen, erinnern uns daran: Das Reich Gottes ist nahe, es hat bereits begonnen, aber Gott bedarf unserer Mitarbeit, damit sein Reich schon heute unter uns Wirklichkeit wird. Weil er sich in die Welt einmischt, können auch wir uns einmischen und weiter daran arbeiten.

Das ist Gottes Auftrag an uns: „Selig, die Frieden stiften, denn sie werden Söhne und Töchter Gottes genannt.“